

Chen Danqing: Die Gnade der Jugend – Erinnerungen an die 1970er

Quelle: Deutsch-Chinesisches Kulturnetz www.de-cn.net

Übersetzung: Julia Buddeberg



Chang'an Straße, Peking, April 1976, Foto: Martin Kummer

Chen Danqing: Die Gnade der Jugend – Erinnerungen an die 1970er

In seinem Essay *Die Gnade der Jugend* reflektiert der chinesische Intellektuelle und Maler Chen Danqing (陈丹青), geboren 1953 in Shanghai, seine Erinnerungen an die 1970er Jahre in China. Chen Danqing wurde als 17-jähriger zusammen mit tausenden Mittelschülern aus der Großstadt in eine bitterarme Bergregion geschickt, um als „Gebildeter Jugendlicher“ „von den Bauern zu lernen“. Seine Wohnberechtigung für Shanghai wurde annulliert, seine formale Ausbildung bis zum Jahr 1977, als erstmals wieder Hochschulaufnahmepfungen stattfanden, unterbrochen.

Der Essay erschien in chinesischer Sprache und leicht gekürzter Form im Januar 2009 in dem Sammelband *Vergeudete Jahre* (荒废集), Verlag: Guangxi Normal University Press. Das Deutsch-Chinesische Kulturnetz www.de-cn.net veröffentlicht den Essay mit freundlicher Genehmigung des Autors nun erstmals in deutscher Sprache (Übersetzung durch Julia Buddeberg, München) und in vollständiger Fassung.

Im frühen Herbst 1976 hatte ich das Glück, mit dem Status eines „Gebildeten Jugendlichen“ vom „Büro für Bildende Kunst und Fotografie“ der Autonomen Region Tibet als Maler ausgeliehen zu werden. Zur Zeit der Kulturrevolution gab es in jeder Provinz nur diese einzige Kunstinstitution. Mit mir reisten zwei Lehrer der Nanjinger Kunstakademie, Chen Dexi (陈德曦) und Wang Mengqi (王孟奇). Am 1. September erreichten wir Lhasa und wurden in der östlichen Xingfu-Straße 12 im Gebäude Nr.2 einquartiert. Nach einer kurzen Eingewöhnungsphase an die Höhenluft schwärmten wir täglich in die Straßen aus, um Skizzen zu machen.

Kurz nach Mittag des 9. Septembers, wir ordneten gerade unsere Malutensilien, kam Tu Sihuan (屠思华), der Leiter des Büros und Organisator der Aktivitäten, auf unser Zimmer: „Hört zu, heute Nachmittag geht ihr nicht mehr raus. Um vier Uhr gibt es etwas Wichtiges im Radio“, verkündete er, ohne uns dabei anzusehen, und war im nächsten Moment auch schon wieder verschwunden.

Wir setzten uns, waren plötzlich ganz ruhig. Der Große Vorsitzende Mao war also gestorben. Wer das Jahr 1976 erlebt hat, versteht, was für ein Gefühl das war, und was für ein Jahr. Im Januar war Zhou Enlai (周恩来) gestorben, im Hochsommer dann der Tod Zhu Des (朱德), Angst machte sich breit, man war verunsichert. In jenem Jahr warteten die Menschen schweigend ab und stellten insgeheim Vermutungen an...



Trauer um Ministerpräsident Zhou Enlai mit Bildern und Kränzen am „Gedenktag für die Opfer der Revolution“, 4. April 1976, Foto: Martin Kummer

In Lhasa brannte die Sonne vom Himmel, ich erinnere mich an die Stille im Raum, wir drei zwangen uns, über irgendetwas anderes zu reden, dabei wichen wir unseren Blicken aus, weil wir es nicht wagten, einander in die Augen zu sehen. Wir kämpften gegen das Zucken in unseren Mundwinkeln, immer in der Angst, in einem unbeherrschten Moment einfach aufzulachen. „Er hatte es nicht verstanden, sein Gesicht rechtzeitig der Lage anzupassen... verzog sein Gesicht ganz unwillkürlich (...) zu seinem gewohnten gutmütigen und daher dummen Lächeln.“¹ So wird im ersten Kapitel von *Anna Karenina* der Moment geschildert, in dem Arkadjewitschs Liebschaft von seiner Frau aufgedeckt wird. „Dieses dumme Lächeln!“

Im zweiten Jahr der Kulturrevolution hatten wir auch zuhause eine Todesnachricht erhalten, ein alter Kommilitone meines Vaters war in einer Kaderschule unerwartet verstorben. Ich hatte den Brief als erster aufgebrochen, und als ich ihn meinem Vater reichte, musste ich unwillkürlich lächeln. Damals war ich 14 Jahre alt – 1976 zählte ich ganze 23 Jahre und war mir über die Tragweite der Ereignisse im Klaren. Trotzdem war es an jenem Nachmittag des 9. September eben das von Tolstoi eingefangene Lächeln, gegen das wir mit aller Macht ankämpften. Und obschon die Gründe ganz andere waren, war es doch ebenso gefährlich: Ein Lächeln galt als ein erschreckender Beweis. Auch wenn die Tür hinter uns verschlossen war, und wir drei Menschen waren, die auf einander zählen konnten, wohin hätte es geführt, wenn einer gelacht hätte? Was sollten wir sagen? Keine Äußerung schien angebracht.

Konkrete Erfahrungen lassen sich niemals konkret beschreiben. Und doch erinnere ich mich noch in aller Deutlichkeit, wie ich an jenem Nachmittag den schuldhaften Drang zu lachen herunterschluckte, während ein Gefühl von Panik in mir aufstieg. Schließlich war es vier Uhr geworden, und über die Lautsprecher, die damals in Stadt und Land allgegenwärtig waren, wurde ein Trauermarsch nach dem anderen abgespielt – immer und immer wieder. Einige Tage später fand die gigantische Abschiedszeremonie auf dem zentralen Platz in Lhasa statt, bei der Zehntausende in stiller Trauer verharrten, während die Alarmsirenen im Chor aufheulten. 2008 trauerte wegen des Erdbebens von Wenchuan wieder die ganze Nation – als ich reglos auf der Straße stand und ergriffen den Autohupen lauschte, deren Wehklagen mir der Wind von allen Seiten zutrug, fühlte ich mich an die Zeit vor 32

¹ Anm. d. Übers.: Zitiert nach Leo Tolstoi: *Anna Karenina*. Zürich: 1985, aus dem Russischen von Arthur Luther)

Jahren erinnert. Erst heute, 32 Jahre danach, traue ich mich, die Wahrheit jenes Jahres niederzuschreiben: Auf den Tag, an dem der oberste Vorsitzende von uns gehen würde, hatten wir sehr lange gewartet.

Nie wieder sollte ich später Augenzeuge eines so imposanten Szenarios werden, bei dem sich so viele Menschen weinend zu Boden warfen. Bei der Trauerzeremonie fielen ständig Leute in Ohnmacht und wurden aus den Reihen davongetragen. Das großformatige Ölbild, das ich im Oktober jenes Jahres malte, zeigte in Tränen aufgelöste Gesichter.



Rote Garden in Shenyang beweinen den Tod Mao Zedongs 1976, Quelle: Sammelband: Vergeudete Jahre

Die Gründe für die Tränen des Volkes waren tiefe Trauer, drückende Sorgen und eine große Erleichterung, oder einfach nur Angst, eine Angst, welche die Gunst der Stunde nutzte und in das Weinen einfiel. Ich weiß, dass das Volk trauerte, aber ich bin mir ebenso sicher, dass damals viele Menschen, einschließlich der Herren in der Pekinger Machtzentrale *Zhongnanhai*, insgeheim auf diesen finalen Moment gewartet hatten. Allerdings wusste niemand, was für ein Schauspiel sich anschließend in China abspielen sollte. Ich stand in den dicht an dicht gedrängten Reihen der Trauernden und zwang mich, den Kopf hängen zu lassen; um mich herum entlud sich das Jammern hunderter Menschen immer wieder explosionsartig. Wie sollte ich mich verhalten? In jenen Jahren hatte ich vielerlei Gründe, Rotz und Wasser zu heulen, aber nun trennten mich nur noch einige Menschen von dem Augenblick, da ich an der Reihe war, vorzutreten und mich tief zu verbeugen. Und immer noch waren meine Augen trocken, was sollte ich also tun? Zwar fühlte ich keineswegs Gleichgültigkeit, aber in so einem Moment mussten unbedingt Tränen fließen! Wie verrückt suchte ich nach schmerzlichen Erinnerungen, bis mir plötzlich eine alte Fotografie aus dem Archiv unseres Büros einfiel: Das ob der erlittenen Schmach verzerrte runde Gesicht eines französischen Herren, der vom Straßenrand aus den Einmarsch der Nazis in Paris beobachtet; dieser alte Mann, in Tränen aufgelöst..., meine Augen brannten und ich überließ mein Kinn dankbar dem Zittern. Wenige Sekunden später gelang es mir, in Tränen auszubrechen.

Der Schauspieler Robert De Niro hat einmal in einer Hauptrolle einen Mafia-Boss mit einem Faible für Opern gespielt. Als sich sein Handlanger in die Loge schleicht und ihm zuflüstert, dass man den Polizeichef bereits erledigt habe, ist De Niro gerade von einer Arie zu Tränen gerührt. Nur sein Mundwinkel verzieht sich im ungebrochenen Weinkampf zu einem leichten Lächeln. Auch habe ich einmal das Bekenntnis des Bühnenschauspielers Yu Shizhi (于是之) gelesen. Jedes Mal wenn er im

dritten Akt des Stücks Das Teehaus von Lao She (老舍) wie vorgeschrieben in Tränen ausgebrochen war, sei ihm durch den Kopf gegangen: „Du hast nicht gepatzt, nicht gepatzt...“. Ich bin kein Schauspieler. Meine gewissenlosen Tränen bei der Trauerzeremonie waren nicht gespielt, nicht vorgetäuscht, aber natürlich, meine Damen und Herren, habe ich auch nicht ganz echt geweint. Nicht wegen Mao Zedong.

Dieser Text befasst sich mit der Zeit zwischen 1969 und 1979, er soll die siebziger Jahre einfangen. Tatsächlich sind in China die „siebziger Jahre“ bereits am 9. September 1976 zu Ende gegangen. Das Chaos der folgenden Jahre, welches das ganze Land erfasste, war bereits Andeutung und Vorspiel für die achtziger Jahre.

Aus dem Gedächtnis Ereignisse zu rekapitulieren, die bereits dreißig bis vierzig Jahre zurückliegen, ist wirklich nicht leicht. Das „Gedächtnis“ gleicht einer „Einlagerung“, gut verwahrt und wirkungslos; das „Erinnern“ hingegen kommt nahezu einer „mentalen Überprüfung“ gleich, alles gerät ins Wanken und sucht nach neuer Möglichkeit, sich Ausdruck zu verschaffen. Sobald die Erinnerung in einen Text gefasst ist und gelesen wird, hat sie auch den Anspruch? für den Leser glaubwürdig zu sein.

Ich lese gerne die unterschiedlichsten Erinnerungen, aber ich bin auch anspruchsvoll. Die klarsten und aufrichtigsten Memoiren, die ich in den letzten Jahren gelesen habe, waren die zweibändigen *Erinnerungen von Wu Faxian* (吴法宪), dem ehemaligen Oberbefehlshaber der chinesischen Luftwaffe. Das ist kein bloßes Erinnern, wie er eins nach dem anderen bis ins kleinste Detail schildert, sondern das redliche Bekenntnis eines für schuldig befundenen KP-Mitglieds. Hätte er seine Verhaftung nicht beschrieben, wer hätte sie sich ausmalen können: Zunächst wurde er zusammen mit Huang Yongsheng (黄永胜), Li Zuopeng (李作鹏) und Qiu Huizou (邱会作) in die Große Halle des Volkes geführt, hin zu der Reihe von Bambussesseln, hinter denen jeweils ein „Herkules“ wachte. Kurz darauf kamen Zhou Enlai, Ye Jianying (叶剑英) und andere hochrangige Offiziere im Gänsemarsch in den Saal und verkündeten ihre Amtsenthebung: „Wir werden für jeden von euch einen geeigneten Ort finden, an dem ihr Zeit habt, nachzudenken.“ An dieser Stelle fährt Wu Faxian fort:

Zhou Enlai sagte außerdem zu mir: „Du hast die Luftwaffe in diese Situation gebracht, aber dir soll nichts passieren, es wird sich ein Weg finden.“ Ich verstand, was Zhou Enlai mir damit sagen wollte: Ich sollte keinen Selbstmord begehen...“ Jetzt geh“, sagte er, und dann gaben mir Zhou Enlai, Ye Jianying und Li Desheng (李德生) nacheinander einen festen Händedruck und ließen mich von Yang Junsheng (杨俊生) abführen.“

Sieht so eine Szene moderner Politik aus? Regelte die Fraktion so ihre Personalangelegenheiten, direkt im Staatspalast: durch einen „festen Händedruck“? Direkt danach begann die lange Gefangenschaft Wu Faxians, während der er immer wieder an einen andern Ort verlegt werden sollte.

Im Gedächtnis der Parteipolitiker liegt so manches Geheimnis begraben. Diese betreffen das Schicksal von Abermillionen, aber diese Millionen von Menschen sind ahnungslos. Als 1971 Lin Biao (林彪) verunglückte, war ich gerade aus der Provinz Jiangxi nach Shanghai zurückgekehrt und war ohne Plan und Ziel. Eines Tages wurde ich vom Nachbarschaftskomitee zusammen mit etlichen beschäftigungslosen Jugendlichen ins Jing'an Sportstadion zu einer öffentlichen Bekanntmachung beordert. Die Atmosphäre war von Anfang an merkwürdig. Es handelte sich nur um ein kurzes

Dokument, und als es verlesen war, herrschte lange Zeit Stille. Erst als der Vorsitzende des Nachbarschaftskomitees anfang zu applaudieren, steigerten sich die vereinzelter Klatscher im Stadion allmählich zu kollektivem Beifall. Als wir das Stadion verließen, kamen wir an der Straße an einem Schaukasten mit Propaganda vorbei. Ein Grüppchen bestaunte ein Foto, das man noch nicht entfernt hatte: eine Farbaufnahme des stellvertretenden Parteivorsitzenden Lin Biao, die Jiang Qing (江青), Maos fünfte Frau im Vorjahr aufgenommen hatte. Eine seltene Aufnahme, auf der die Halbglatze des Generals im Gegenlicht zu sehen war. Mit konzentrierter Miene las er in *Maos Ausgewählten Werken*.

Zu jener Zeit gab es keinerlei Filmplakate oder kommerzielle Werbung. Auf allen Bildern, die öffentlich zu sehen waren, prangte eine Führungspersönlichkeit der Partei. Die Umstehenden traten näher an das Bild heran, um es genauer zu betrachten, und obwohl niemand etwas sagte, war der plötzliche Bruch in den Herzen der Menschen in diesem Moment viel dramatischer als beim Tod Maos einige Jahre später. Mao konnte jederzeit sterben, aber wer hätte damit gerechnet, dass Lin Biao einen Putsch planen würde, dass er auf diese Weise zu Tode kommen sollte. Später zirkulierten unter der Hand Schwarzweiß-Fotos von seinem Flugzeugabsturz in der Mongolei. Der Bevölkerung standen der verbrannte Körper und Schädel des Oberbefehlshabers, zu einem Stück Kohle verformt, deutlich vor Augen – dies blieb das letzte Bild von Lin Biao² im öffentlichen Gedächtnis.



Mao Zedongs Stellvertreter, Lin Biao, starb 1971 bei einem Flugzeugabsturz in der Mongolei; Quelle: Sammelband *Vergeudete Jahre*

Ich bin wie ein Tier, das auf das „Sehen“ angewiesen ist. Wenn man mich nicht „sehen“ lässt, verliert mein Gedächtnis seine Grundlage. Heute sind die Spuren des Lebens, wie es in den siebziger Jahren war, beinahe völlig ausgeradiert. Kulissen, Personen und Dinge, alles hat sich verändert. Die imposanten Wahrzeichen, wie das Tor des Himmlischen Friedens oder die Große Halle des Volkes, sind geblieben. Hier haben sich die Vierte-Mai-Bewegung von 1919 und die Ereignisse vom 4. Juni 1989 abgespielt, aber die Neubauten in der Umgebung stören das „Panorama der siebziger Jahre“. Das „vaterländische Territorium“ wurde rücksichtslos misshandelt, mit Füßen getreten und unters Messer gelegt, und nur weil das arme, abgelegene Fleckchen Erde, in das es mich verschlagen hatte, mit seinen kargen Bergen

² Lin Biao, lange Zeit enger politischer Vertrauter Mao Zedongs und sein offizieller Stellvertreter, soll einen Staatsstreich geplant haben, in dessen Folge er bei einem Fluchtversuch in die Sowjetunion 1971 mit dem Flugzeug abstürzte. Zu seinem Tod und den „wahren“ Ursachen wurden seither verschiedene Spekulationen angestellt.

und Rinnsalen von Flüssen nichts wert ist, existiert es noch in seiner ursprünglichen Form. Immer wieder hört man, dass die Veteranen der „Gebildeten Jugend“ gruppenweise an die entlegenen Orte ihrer Verbannung zurückkehren. Ich weiß, es kommt der Tag, da ich die Bergpfade vergangener Jahre Meile für Meile zurückgehe, und erst wenn ich am Fuß des Berges, am Eingang des Dorfes stehe, werden meine Augen wieder „die siebziger Jahre“ finden.

Keiner der wenigen Filme und keines der Bilder aus jenem Jahrzehnt zeigten den Alltag der siebziger Jahre, erst Anfang der neunziger Jahre bekam ich schließlich den während der Kulturrevolution scharf kritisierten italienischen Dokumentarfilm Antonionis China zu sehen. Der Regisseur, das alte KP-Mitglied Michelangelo Antonioni, wurde 2004 nach China eingeladen und betonte bei dieser Gelegenheit aufs Neue die Ungerechtigkeit, die ihm damals widerfahren sei. Mittlerweile verstehe ich auch, warum der linke Flügel im Westen Rotchina so verehrte, aber sie kamen und gingen wieder. Diejenigen, die in China lebten, waren wir. - Ich schaute wie gebannt auf die Leinwand, lange Zeit unwillig, zu akzeptieren, dass das die siebziger Jahre meiner Erinnerung sein sollten. Aber jedes einzelne Bild sprach zu mir: Gestehe es dir ein, du bist ein Teil dieses ameisengleichen Menschenstroms. Dieser grauen Menschenmassen. Weite, karge Landschaft soweit das Auge reicht, Dörfer und Städte, die in ihrer Verlassenheit und ihrem Verfall auch noch als „makellos“ bezeichnet wurden, ja sogar als „bezaubernd“. Ein Dorf im Norden. Die Dörfler weichen der Kamera aus und spähen gleichzeitig zum Objektiv zurück. Ich finde keine Worte für diese Blicke. Durch meinen langen Aufenthalt im Ausland hatte ich mir in den neunziger Jahren bereits unwillkürlich den Blick des Fremden zu Eigen gemacht und bestaunte dieses riesige vormoderne Land – diese erste Hälfte meines Lebens. Am Ende des Films sieht man eine Gruppe ländlicher Grundschüler, die sich im Karree zum Staffellauf aufstellen, während die Sonne hoch über ihnen am Himmel steht. Ärmlich, aber auch unerschütterlich, so grob und zäh wie die Kiesel oder die wilden Früchte der rauen Berglandschaft, in die es mich damals verschlagen hatte.



Chen Danqing im März 1970 auf dem People's Square in Shanghai, kurz bevor er für mehrere Jahre aufs Land verschickt wurde. © Chen Danqing

Diese Szenen haben damals die Unwissenheit und die Lebenskraft einer ganzen Generation eingefangen. *Antonionis China* bleibt für mich bis heute der einzige Film, der die siebziger Jahre wahrheitsgetreu dokumentiert hat: das Werk eines Ausländers.

Aber auch die vielen offiziellen Filme, die anzuschauen in den siebziger Jahren Pflicht war, bergen Bruchstücke der Wahrheit in sich: Mao Zedong, Lin Biao, Zhou Enlai oder Jiang Qing, die Roten Garden, die Kritik- und Kampfversammlungen sowie die Veranstaltungen zur Einschwörung der Massen und außerdem die riesigen Parteitage... Bilder sind erbarmungsloser als Worte, und erst in ihrer Schonungslosigkeit werden sie wahrhaftig. Diese Ära liegt lange zurück, die Filme können sich nicht mehr in den Dienst der Parteipropaganda stellen, sie sind stattdessen zu historischen Beweisstücken geworden. Die Zeit verwandelt die Bilder wie auch die Menschen. Vor über vierzig Jahren schauten abertausende Menschen auf dem Platz des Himmlischen Friedens auf den Großen Vorsitzenden, jubelten und machten Luftsprünge – das war 1966, tatsächlich hatten die siebziger Jahre in China genau in jenem Moment begonnen. Wir, Kinder im Teenageralter, hielten das für die Normalität. Heute kann ich mir diesen Wahnsinn, der sich am helllichten Tag abspielte, seelenruhig ansehen. Wir sind erwachsen geworden. Der Mensch brauchte seine Jahre. Blicke ich in das Gesicht von Zhou Enlai, so kann ich erst jetzt seine Miene deuten. Ich verstehe, wie alarmiert und besorgt er ist, obschon er lächelt. Mao kommt, umringt von Menschen, in Militäruniform im Morgenrot die „Goldene Wasserbrücke“ hinunter und taucht entschlossen in die brodelnden Menschenmassen auf dem Platz des Himmlischen Friedens. In jenem Moment, als das Bild verwackelt und unscharf wird, kann ich herauslesen, dass der Mensch, der sich ursprünglich Mao Runzhi nannte – ein ganz normaler Mensch – mit einem eisernen Entschluss eine mächtige Intrige plante, dass er entschieden hatte, seine Macht zu missbrauchen und so einer historischen Großkatastrophe die Bahn brach.

Die Linse der Film-Kamera ist unparteiisch, aber damals haben wir die Bilder nicht lesen können, wir waren wie blind.

Am nachhaltigsten haben mich die Aufnahmen der diplomatischen Besuche beeindruckt. Sie waren in den siebziger Jahren die einzige Gelegenheit, bei der man Ausländer zu Gesicht bekam. In der Regel führte Zhou Enlai die Staatsoberhäupter in die Bibliothek. Mao lag in seinem Sessel, hatte Mühe, den Kopf zu wenden und sabberte. Von Kindesbeinen an hatten wir dieses Gesicht tausende Male auf allen möglichen Bildern gesehen. Er war der einzige Star, ein Megastar – erst viel später haben wir erfahren, dass die Frau, die ihn stützte, Zhang Yufeng (张玉凤) hieß. Jedoch blendeten diese Filme allesamt die Unterhaltung zwischen dem Großen Vorsitzenden und seinen Gästen aus, stattdessen hörte man einen eingesprochenen Text und eine Musik, die ganz anders war als die ohrenbetäubenden Revolutionslieder der siebziger Jahre. Diese musikalische Untermalung ging mir nah, sie war schön, ich liebte sie, aber bis heute habe ich nicht herausgefunden, wer ihr Komponist war.

Im Dunkel des Kinosaals blitzte in mir immer wieder der eine Gedanke auf: Wie lange will er noch leben?

Die Staatschefs, die Maos Arbeitszimmer betraten, sind inzwischen alle tot: De Gaulle, Nixon, Tito, Kim Il-sung. Bhutto wurde gehängt, Ceaucescu durch etliche Gewehrsalven exekutiert und Marcos floh nach einem Attentat auf einen politischen Gegner mit seiner Frau nach Hawaii und starb als Gast in der Fremde. 1974 hatten 800 Millionen Menschen auf der Filmleinwand verfolgt, wie Mao beim Fototermin mit den Gästen im Korridor der Wohnung die Hand von Marcos Frau ergriff und ihr einen

Kuss auf den Handrücken drückte. Der Sohn an der Seite seiner Mutter war ganz im Stil der Siebziger zurechtgemacht: Längeres Haar und ein eng geschnittenes weißes Hemd mit großem Kragen. Auch wenn er Asiate war, war mein Eindruck von ihm während der Kulturrevolution der eines ausländischen Jugendlichen in meinem Alter.

Der Mao-Anzug

Ich habe noch einen Mao-Anzug aus den siebziger Jahren aufbewahrt. Wir besaßen nur ein paar, und die trugen wir das ganze Jahr über, so dass sie ganz verwaschen waren. Der Mann von heute hat sich angewöhnt, westliche Anzüge zu tragen. Nur ab und zu sieht man einen alten Menschen aus der Provinz, einen armen Schlucker oder einen Bettler in einem abgetragenen und verstaubten Mao-Anzug, manchmal sogar mit einer zerschlissenen Kader-Kappe von damals. An der Harvard Universität habe ich einmal die Tochter von Zhao Yuanren (赵元任) sagen hören, dass den Auslandschinesen von der erstmaligen Teilnahme Chinas an der UN-Vollversammlung im Jahr 1972 am deutlichsten diejenigen US-Fernsehbilder in Erinnerung geblieben seien, die zeigten, wie Außenminister Qiao Guanhua (乔冠华) mit einer chinesischen Delegation in durchweg schwarzen Mao-Anzügen aus dem Flugzeug stieg: „Wie smart, das konnte wirklich die Volksrepublik China repräsentieren!“ In den letzten Jahren leisten sich viele Luxusrestaurants in Peking schicke junge Männer, welche die Gäste auf ihren Parkplatz lotsen. Sie tun das bei Wind und Wetter und alle tragen einen geschniegelten Mao-Anzug: So ist er heute zu einer Referenz für Dienstboten und Untergebene geworden.



Familie im Mao-Anzug, April 1976, Peking, Foto: Martin Kummer

Mit Ausnahme der Kreiskader trug die Landbevölkerung in den siebziger Jahren meist noch Kleidung im Stil der Republikzeit. Bei der Bewegung der „Großen Reihenbildung“ zu Beginn der Kulturrevolution kamen die Roten Garden des Nordens, die in Shanghai in Scharen durch die Straßen marschierten, aus den Provinzen Shandong, Hebei, Shanxi oder Henan. Sie waren in wattierte Jacken aus Sackleinen und gefütterte Stoffschuhe gekleidet; die Bauern aus Ostchina hingegen trugen traditionelle kurze Kittel wie in Verfilmungen von Lu Xun (鲁迅)- oder Mao Dun (茅盾)-Romanen. Die Bauersfrauen trugen Hemden und Hosen aus schwarzem Tuch mit blauen Schürzen und banden sich im Winter mit bunten Blumen bestickte Kopftücher um; die Bergbewohner aus dem Süden der Provinz Jiangxi erinnerten an

die Bauern auf Bildrollen der Qing-Dynastie, mit ihren Hosen und kurzen Jacken, mit schmalen Ärmeln aus grobem Stoff, mit dem runden Stehkragen und den Schlaufenverschlüssen, die zu kunstvollen Ornamenten ausliefen. Nur war die Kleidung zerschlissen, verdreckt und aus der Form geraten. Heute wird Konfektionskleidung massenweise zu Dumpingpreisen verschleudert. Im Fernsehen kann man sehen, dass sich die Kleidung der Dorfkinder aus dem Erdbebengebiet Wenchuan nicht im Geringsten von derjenigen der Städter unterscheidet. Und aus Lü Yan (吕燕), dem Mädchen, das in den neunziger Jahren das ländliche Jiangxi verließ, haben die Franzosen längst ein Topmodel gemacht.

Damals war die Bekleidungsindustrie sehr klein, es gab sie überhaupt nur in den Großstädten. In Shanghai war in den siebziger Jahren bei der Sommermode bereits „kühles Polyester“ angesagt. Im Frühling und Herbst trug man generell Stoffe aus Baumwoll-Drillich oder Mischfasern. Die Wintergarderobe bestand aus Hemden aus Baum- oder Schafswolle und die Pullis hatten nun einen Rollkragen. Wenn im Spätherbst auf dem Feld am Hang oder auf dem Getreideplatz ein kalter Wind wehte, umringten mich Jung und Alt aus den Bauernfamilien. Ganz offensichtlich hatten sie noch nie einen so fein gestrickten Pullover gesehen, und während sie ihn abwechselnd streichelten, murmelten sie: „Wie weich und warm! So ein gutes Stück!“ Die Bergbevölkerung besaß nicht einmal Strümpfe, gegen die Kälte trug sie über der ungefütterten Kleidung einfach ein weiteres, ebenso schäbiges Gewand, das um die Taille durch ein Hanfseil zusammengehalten wurde. Die Hände wärmten sie sich an einem kleinen Behälter, in dem sich heiße Asche befand. Ich kann mich nicht erinnern, dass einer der Bergbauern einen Mao-Anzug getragen hätte, und auch eine ordentliche wattierte Decke habe ich bei den Bauern nie gesehen. Meist war die Watte verklumpt und die Decke war über die Jahre verschlissen und farblos geworden.

Auf dem Land: Armut und Gewalt Der Kreis Ningdu in der Provinz Jiangxi, in den ich als „Gebildeter Jugendlicher“ geschickt worden war, war frührevolutionäres Gebiet. Im Dorf lebten alte Bauern, die Xiang Ying (项英) und Qu Qiubai (瞿秋白)³ noch persönlich gesehen hatten. Die bewaffneten Auseinandersetzungen im Zuge der vier Einkreisungsfeldzüge der Nationalisten gegen den Jiangxi-Sowjet der Kommunisten hatten sich allesamt tief in den Wäldern dieser Bergregion abgespielt: „Die Bäume standen so dicht, dass man den Himmel nicht sehen konnte, es gab Tiger und Wildschweine“, erinnerten sich die Alten. „Während des ‘Großen Sprungs nach vorn’ wurde der alte Wald komplett abgeholzt, heute bekommt man dort nicht einmal mehr ein Wasserreh zu Gesicht.“ Waren sie in den dreißiger Jahren auch so bitterarm gewesen? Erst viel später habe ich gelesen, was im Sowjet-Gebiet geschehen war: Zehntausende Menschen wurden als Anhänger der „Anti-Bolschewiken-Gruppe“ identifiziert und in ‚meiner‘ Gegend enthauptet oder lebendig begraben. 1934 schlossen sich abertausende Wehrfähige aus der „roten Zone“ in Süd-Jiangxi dem „Langen Marsch“ an. Ihr Weg war begleitet von Krankheit und Tod. Unter denjenigen, die lebend in Yan`an ankamen, waren Huang Yongsheng, ein Bauer aus dem Kreis Yudu, sowie Wu Faxian aus dem Kreis Xingguo.

Armut und Gewalt lagen bereits in den Genen: Vom Jiangxi-Sowjet der dreißiger Jahre über die Bodenreform der fünfziger Jahre, bis zur Kulturrevolution: Öffentliche Angriffe, Speißbrutenlauf durchs Dorf und noch schlimmere Grausamkeiten. Der Dorfvorsteher Zhang Wance (张万策), in dessen Mienenspiel sich animalische Wildheit und Sanftmut vermischten, erzählte mir, er sei während der Kulturrevolution von den hinterwäldlerischen Roten Garden, die ihnen von der Kommune geschickt worden waren, an einem Dachbalken aufgehängt und die ganze Nacht lang verprügelt worden. Weder zu essen noch zu trinken hätten sie ihm gegeben. Wir waren perplex, Kader vom Stand der armen

³ Führungspersönlichkeiten aus der Anfangsphase der Kommunistischen Partei Chinas

Bauern waren gefoltert worden? „Aber ja! Es war doch Revolution!“, rief der alte Onkel Zhang. Dann löste er die Stoffbänder um seine Hüfte, umwickelte seine Fäuste damit und mimte unter dröhnendem Lachen, wie er geschlagen worden war.

Er hielt inne, und nun seufzte derselbe alte Onkel Zhang tief, lachte bitter und sagte grimmig und gutmütig zugleich: „Schau, vor der Befreiung haben wir für den Grundherrn geschuftet, da gab es dreimal täglich gedämpften Reis, man hatte genug zu essen. Jetzt wird doch niemand mehr satt!“. Er blickte in die Runde der Dörfler und donnerte gut gelaunt: „Hab' ich nicht Recht?“

In meinem ersten Jahr in den Bergen von Süd-Jiangxi lernte ich, scharf zu essen, höllisch scharf. Während der Arbeitssaison hatte jeder als Feldmahlzeit ein Fläschchen eingekochter Chilischoten dabei. Man mischte grobes Salz darunter, und sogar auf die dicht an dicht sitzenden Chilikerne stürzten wir uns wie hungrige Wölfe. Die Feldarbeit der „Gebildeten Jugendlichen“ trug meist keine Früchte. Auch als ich das Dorf wieder verließ, konnte ich noch immer nichts anderes anpflanzen als Wasserspinaat. Um den Spinaat musste man sich nicht groß kümmern, der wucherte ganz von allein, gedüngt wurde er mit unserem eigenen Urin. Mit dem Pisspot in der Hand schlugen wir am Bachufer Wasser ab, und verteilten den Urin anschließend über das Gemüsefeld. – Ob es nun unsere Jugend oder der Hunger war, unser Blick hing auf der Suche nach irgendetwas Essbarem immer am Boden, als wären wir Hunde oder Schweine. Der sandige Boden von Süd-Jiangxi eignet sich zum Anbau von Süßkartoffeln und Erdnüssen. Zur Erntezeit rissen wir die Früchte mit den erdverkrusteten Wurzeln aus dem Acker und nagten gierig daran. Wir aßen sie roh, den ganzen Mund voll Süße.

Der Katze des Nachbarn war von einem Hund ein Ohr abgebissen worden, sie verzog sich in eine Mauerecke und war am nächsten Tag tot. Ich weiß nicht mehr, wer ihr das Fell abgezogen hatte, auf jeden Fall war ich es, der sie zu dem Flüsschen trug, um sie abzuwaschen. Der klare Bach mit der starken Strömung und eine enthäutete Katze, der man Kopf und Tatzen bereits abgetrennt hatte – auf einmal glitt sie mir aus den Händen und ich sah den blutigen Fleischklumpen der kleinen Tierleiche zwischen den klaren Wellen auftauchen und davon treiben. Einen Augenblick später wurde sie von einer in Windeseile heran jagenden Hündin an das Ufer des Flusses gezerrt, die nachkommende Hundemeute war ihr dicht auf den Fersen.

Zweimal im Jahr, bei der Ernte im Hochsommer und zum Frühlingsfest, konnte sich die Dorfbevölkerung richtig satt essen. Ach je, bis heute ist nie wieder etwas an diese Gaumenfreuden des Erdreichs herangekommen: Frisch geschnittener Reis, zappelnde Fische aus dem Teich, eben im Garten geerntetes Gemüse – das gewaschene Grün, das in heißen Töpfen und brodelndem Wasser gart; das in den Bergen gesammelte Holz knistert im Ofen, aus der die Flammen züngeln – und dann noch das bei Tagesanbruch geschlachtete Schwein! Das Schwein schrie um sein Leben. Ich habe mit eigenen Augen gesehen, wie es von ein paar starken Männern eingefangen wurde, wie einer mit einem Messer auf die Kehle zielte und zustach, wie mit dem herausgezogenen Messer das frische Blut herausquoll. Nachdem man den ganzen Schweineleib überbrüht hatte, hing er schließlich majestätisch mit dem Kopf nach unten. Anschließend wurde er fachgerecht zerlegt: Der Metzger, ein schweigsamer Mann mittleren Alters mit viel Feingefühl, ließ das Messer ganz sacht und langsam hinabgleiten, und schon purzelten Herz, Leber, Lende und Darm warm glibbernd in ihrer durchsichtigen Haut, die wie grünbläuliche Rauchschwaden changierte, zu Boden. Vor den Augen der umstehenden Männer und Frauen, Jungen und Mädchen nahm der Schlachter das Tier nun Schnitt für Schnitt aus. Waage und Hackbrett standen schon bereit.

Später habe ich Berichte über die skrupellosen Menschenmorde in Guangxi, zu denen es am Anfang der Kulturrevolution gekommen war, gelesen: Am Flussufer waren den Toten Herz, Leber, Augen und Hirn auf die gleiche Weise Stück für Stück entfernt worden. Die wartenden Dörfler schnappten sie sich und bereiteten daraus zu Hause ein Mahl, in der Meinung, das helfe gegen Krankheiten. Wie hätte man das dem Schriftsteller Lu Xun (鲁迅) beibringen sollen? Denn dagegen waren die Dampfbrotchen aus Menschenblut⁴ in der Stadt Shaoxing ja richtig zivilisiert. Aber was ich im Ort über die Vergangenheit zu hören bekam, war zu Lu Xuns Lebzeiten passiert: In der Nähe des Dorfes lebte ein Gutsbesitzer mit seinem stattlichen Sohn. Als die Rote Armee abgezogen war, trachtete er nach Rache. Noch in den siebziger Jahren schnalzten die Dörfler angesichts seiner Statur und Muskelkraft ungläubig mit der Zunge: Wie er die Leute aus dem Weg gebrüllt hatte, wie er eigenhändig Schweine tötete und Menschen mordete. Dabei packte er den Intimfeind an beiden Beinen, zog ihn in die Höhe und zielte mit dem herabhängenden Kopf auf einen Fels, eins ums andere, Schlag auf Schlag, bis der Tod eintrat.

Sein Sohn war zwar schon über dreißig, aber keine Frau wollte ihn heiraten, weil sein Vater als ein Konterrevolutionär erschossen worden war. Er saß oft an einem Berghang und stierte vor sich hin, wenn aber eine Frau vorbeikam, öffnete er seinen Hosenstall und lachte ausgiebig, ein derbes und anzügliches Lachen, ganz wie der Hongkonger Schauspieler Chow Yun-Fat.

In einer glücklichen Erinnerung an die siebziger Jahre sehe ich mich auf einem der kleinen Gemüsemärkte in Shanghai in der Schlange stehen. Es war der Abend vor dem Frühlingsfest und ich wartete die ganze Nacht hindurch. Der Tag war noch nicht angebrochen, auf den Gemüsemärkten drängten sich rumorend die schwarzen Schöpfe der Stadtbewohner. Als sich das erste Morgenrot zeigte, herrschte bereits wildes Stimmengewirr. Schlange stehen! Das gehört zu den alltäglichen Erinnerungen an die sechziger und siebziger Jahre. Die meisten „Gebildeten Jugendlichen“ fuhren zum Frühlingsfest zurück in die Stadt, wo sie nichts zu tun hatten. Schlange stehen bereitete mir ein unvergleichliches Wohlbehagen. Am Abend wurden auf den Märkten noch Überstunden gemacht, um weiter zu verkaufen. Kabel wurden ausgerollt und die Lichter angeschaltet, es war eine bewegende Atmosphäre. Ich stand gerne stundenlang in der Schlange und schaute den hübschen Mädchen nach, zwischen Euphorie und Enttäuschung, denn im Stillen wusste ich, dass ich einer war, dem man die staatliche Wohnortregistrierung, den *hukou*, für Shanghai abgenommen hatte.

Einmal jährlich zum Frühlingsfest wurden den Familien Sonderbezugsmarken für Lebensmittel ausgehändigt. Trauben von Menschen starrten auf die gefrorenen Schweine, die Enten und Hühner, die Gelbfische und die Tintenfische. Wenn mit dem Abwiegen begonnen wurde, gerieten die Wartenden in Unruhe, als gäbe es eine Rebellion: die Hühner und Enten waren unterschiedlich groß, aber es kam nur ein Tier in jeden Haushalt, da gab es kein langes Federlesen. Die rücksichtsloseren Herrschaften stürzten sich furchtlos ins Gerangel, wobei sie aus Leibeskräften brüllten: „Ich bums' deine Mutter, und vögele deine kleine Schwester!“ Bei solchen Flüchen setzte der Überlegene eine grimmige Mine auf, während der Unterlegene sie, wie eine Heulsuse, in einem winselnden Ton hervorbrachte. Erdnüsse, kandierte Früchte, Melonenkerne und die gelb glänzenden Sojasprossen wurden nur einmal im Jahr zugeteilt. Ich erinnere mich, dass jedem ein halbes Pfund Sojasprossen zu vier Fen zustand. Nach Erhalt der Lebensmittelmarken wurden diese von den Familien immer wieder aus der Tiefe der Schublade

⁴ In der Kurzgeschichte *Die Arznei* kritisiert Lu Xun den Aberglauben in der einfachen Bevölkerung demzufolge ein Brötchen, das in das Blut eines frisch geköpften Revolutionärs getunkt worden ist, einen an Tuberkulose erkrankten Jungen heilen soll. Quelle: http://wiki.bildungsserver.de/weltliteratur/index.php/Lu_Xun

hervorgeholt. Man prüfte den Bestand und überlegte hin und her, nur um sie dann wieder tief in der Schublade verschwinden zu lassen. Wenn es schließlich ans Bezahlen ging, wurde die Vier-Fen-Marke mit einem Ratsch abgerissen – dann wartete man wieder ein Jahr.

Nahrungsmittel wurden unter der Hand auf alle erdenklichen Arten gehandelt. Den Menschen war kein Weg zu weit, Schweinefleisch, gepökelten Fisch, Dörrgemüse, Süßigkeiten oder diverse lokale Spezialitäten über tausende von Meilen zu transportieren. Im Zug konnte es einem passieren, dass ein verschnürter Hahn inmitten der Menschen frühmorgens zu krähen anfang. Nachdem ich in eine Landkommune der Provinz Jiangsu verlegt worden war, hatte ich bei jeder Rückkehr nach Shanghai pfundweise Reis geschultert, denn in Jiangsu war der Kauf von poliertem und unpoliertem Reis anders als in Shanghai nicht rationiert. In den siebziger Jahren war die Stadtbevölkerung bereits seit zwanzig Jahre daran gewöhnt, tagein, tagaus die Marken für Getreide und Lebensmittel zu verwenden. Bekam man von Freunden oder Verwandten einen Coupon für Getreide oder Öl geschenkt, war das wie Bargeld – apropos, reiche Leute gab es in den siebziger Jahren, abgesehen von der privilegierten Klasse, in ganz China nicht. Die geringen Lohnabweichungen standen in keinem Vergleich zu der sozialen Schere von heute. Denn als in den 60er Jahren die Kulturrevolution ausbrach, wurden Familienbesitz und Vermögen der als Kapitalisten klassifizierten Familien im ganzen Land rigoros konfisziert und eingefroren, nur das Klassenmerkmal, welches ihre Verfolgung ausgelöst hatte, lies man ihnen.



Getreidemärke aus Jiangxi © www.icpress.cn

Die Millionen von Bauern besaßen keine Bezugsmarken, ihre Getreidezuteilungen waren nichtsdestotrotz streng rationiert. Obwohl in den historischen Büchern die Hungersnöte der vergangenen Dynastien und Generationen aufgezeichnet sind, ist doch an keiner Stelle die Rede von einer Getreiderationierung. Mir standen monatlich 29 Pfund zu. Als ich von dem provinzeigenen Verlag in die Provinzhauptstadt beordert wurde, um Propagandaplakate zu malen, musste ich mir vorübergehend Getreidemarken ausleihen. Danach suchte ich mir auf dem Fahrplan einen Überlandbus heraus, mit dem ich einen vollen Tag zurück in die Kreisstadt brauchte. Nun ging es zu Fuß den beschwerlichen Weg über die Berge bis in mein „Heimatsdorf“, wo ich mir meine Ration für mehrere Monate in Rohreis abwiegen ließ. Das mächtige Schloss des Getreidespeichers öffnete sich mit einem Scheppern. Ich erinnere mich, wie die Hand des Buchführers an der Waage mit dem Laufgewicht zitterte, und auch an den Träger, der mir aus dem Dorf geschickt worden war. Ich marschierte hinter ihm her und in der Kommune angekommen wurden die Körner vor meinen Augen ausgeschüttet, ein riesiger Haufen, der lautlos in der Getreidestation der Kommune verschwand. Der Träger erhielt einen ganzen Yuan als Obolus, und er nahm ihn mit Freuden, bekam ein Bauer doch kaum einmal einen Geldschein zu Gesicht. Schweißüberströmt begleitete er mich zur Verwaltungsstation für Lebensmittel und wechselte die Getreidemarken ein. Nachdem sie abgezählt waren, musterte er sie eingehend, bevor er sie mir reichte. Ich bestellte ihm ein Pfund Reis, einen Teller Schweineblut sowie eine Suppe mit Schweinleber und Spinat – es dauerte nicht lange, da hatte er alles restlos weggeputzt.

Als es mich 1975 zum zweiten Mal in eine Produktionsgenossenschaft nach Nord-Jiangsu verschlug, wurde ich wieder mit dem Unwillen der örtlichen Dorfkader konfrontiert: Sie standen auf dem Acker, diskutierten, stritten, wollten mich hinhalten und spuckten kraftvoll auf den Boden. Zwischen ihren Zehen quoll der weiche Lehm Nord-Jiangsus hervor. Schließlich gingen sie ohne mich anzusehen zum Feldrand und brüllten dem Getreideverwalter scharf zu, die Getreiderationen herauszugeben. Abermals wurde ich zu einem Getreidespeicher geführt, und als ich ihn wieder verließ, hatte sich die Dorfbevölkerung von jung bis alt versammelt. Sie musterte den Auswärtigen, von dem es hieß er sei ein „Gebildeter Jugendlicher“, und der von der Nahrungsration des ganzen Dorfes mitaß.

Mein altes Zuhause in Shanghai steht längst nicht mehr. Will man die letzten Bilder der engen Gässchen zwischen den steinernen *Shikumen*-Häusern vor ihrem Verfall mit der Kamera festhalten, stößt man an jeder Straßenecke auf eingebrochene Wände oder Mauerreste. Ich wandere zwischen ihnen umher und bleibe immer wieder wie angerührt stehen, weil ich das Haus irgendeines alten Schulkameraden aus den siebziger Jahren zu erkennen glaube.

Die schäbigen Räume liegen einsam und verlassen, die Dächer fehlen und überall liegt alter Hausrat verstreut. Eigentlich hatte das Schicksal die Zerstörung dieser nun menschenleeren Behausungen nicht vorgesehen. Aber seit den fünfziger Jahren, als die unzähligen Privatwohnungen verstaatlicht und umgestaltet wurden, hatten sie über mehrere Generationen Bewohner ertragen müssen, die keinerlei Besitzrecht an ihnen hatten. So haben sie Expansion, Boom und Verfall erlebt und schließlich ihre Würde verloren. In den Trümmerhaufen trete ich auf das ein oder andere Familienfoto eines Hausbewohners. So beschädigt, verschmutzt und staubig sie sind, ist in ihnen doch noch ein schwacher Glanz erhalten: die Schwarz-Weiß-Fotos wurden überwiegend zwischen den fünfziger und siebziger Jahren aufgenommen. Eltern aus der Republikzeit und ihre nach der Befreiung geborenen Kinder neigen sich einander zu, mit ihren roten Halstüchern und der roten Mao-Bibel, glücklich und ahnungslos; Die Farbfotos reichen von den achtziger Jahren bis heute, dieselben Familien, sie sind erwachsen geworden, oder alt, tragen Lippenstift, Dauerwellen, billige westliche Anzüge und modische Kleider. Sie wirken noch ahnungsloser und glücklich.



Shanghai, Häuser im Abriss, 2008 Foto: ML

Eine Handvoll älterer Leute in meinem Alter streift ebenfalls durch die Ruinen, ganz offensichtlich ehemalige Bewohner. In den siebziger Jahren standen sie also gerade in der Blüte ihrer Jugend, gingen in der Nähe zur Schule und spielten hier. Sie wuchsen heran, arbeiteten in Fabriken oder auf dem Land, gründeten in den achtziger Jahren eine Familie und machten Karriere. Bis die Häuser abgerissen wurden und sie wegzogen. Wie in einer mittelmäßigen Tragödie, bei der man manchmal nicht weiß, ob man lachen oder weinen soll, wohnen sie nun als Entschädigung für die Vertreibung in den neuen Apartments am Stadtrand. Wer wäre vor dreißig Jahren, als wir auf die Dächer kletterten und ausgelassen und arglos im Wind standen, auf den Gedanken gekommen, dass diese Schuppenhaut aus Ziegeln über den sich ewig dahinstreckenden Gässchen einmal in Trümmern liegen würde. Noch viel weniger hätte man vermutet, dass es einem im Alter bestimmt sein sollte, ein Apartment zu beziehen – inklusive Gasheizung, Kühlschrank, Farbfernseher, fließendem heißen und kalten Wasser und einem Wasserklosett - ein Bürger der siebziger Jahre besaß nichts von alledem. Und weil es das alles nicht gab, war vieles ganz anders: die fettigen Töpfe und Teller wurden nach dem chinesischen Silvesteressen mit eiskaltem Wasser abgespült; im Winter heizte man frühmorgens bibbernd den kleinen Kohleofen ein und beobachtete, wie sich die Flammen im Ofen allmählich blau färbten. Wenn der Jauchewagen zu den Latrinen, die Tür an Tür zu den Wohnungen lagen, kam, flirteten die Frauen mit den Fahrern. Es ist ewig her, dass ich meine Kleidung eigenhändig gewaschen habe. Jedes Teil wurde auf eine Bambusstange gespannt und zum Trocknen raus gehängt. Meine nach New York ausgewanderte Mutter will sich bis heute nicht von der alten Gewohnheit trennen, von Hand zu waschen. Nur den Wasserbottich muss sie sich nicht mehr mit den Nachbarn teilen.

Das Leben vor der Moderne war keineswegs die Hölle, manchmal war es vielleicht sogar ein Paradies. Es gab kein Fernsehen, dafür lauschten die Kleinen in den fünfziger Jahren im Rundfunk dem gütigen Großvater Sun Jingxi (孙敬修), bis er in den siebziger Jahren von der Bildfläche verschwand. Die armen Familien besaßen kein Radiogerät, aber der Onkel mit dem Holzkarren, der in der Nachbargasse wohnte, erzählte oft vor dem Hauseingang mit bewegender Stimme aus der Bruderschaft im Pfirsichgarten. Wer wagte es in der 70ern noch, solche alten Geschichten zu erzählen. Heutzutage sieht man sie auf der Straße nicht mehr, die Menschen, die allerorts in Grüppchen den kühlenden Schatten aufsuchten, schulterfrei und mit entblößten Beinen, zwanglos und ungeniert. Allerdings hörte man immer wieder davon, dass junge Revolutionärinnen, die im Freien schliefen, zu später Stunde die nachtfeuchten Hosen aufgeschnitten wurden. Für den Sittenstrolch endete das natürlich mit Verhaftung und Genickschuss.

Zu Beginn der Kulturrevolution spielten sich nächtens in jeder Gasse Tragödien ab: in diesem oder jenem Haushalt wurde bei offenen Fenstern und Türen in einem fort gestritten. Die Nachbarn lauschten mit angehaltenem Atem: Schimpfen, Brüllen, lautes Schluchzen, Protestieren; schwerer Hausrat flog nach und nach aus dem Fenster und ging mit lautem Krachen zu Bruch; die Geräusche der Handgreiflichkeiten ließen einem das Blut in den Adern gefrieren. Fast täglich hörte man, dass in irgendeiner Familie jemand verschwunden war oder sich das Leben genommen hatte: erhängt, die Pulsadern aufgeschnitten oder den Gashahn aufgedreht. Eine ältere Dame kletterte plötzlich aufs Dach, suchte, auf allen Vieren krabbelnd, das Dachgeschoss der Familie, von der sie gedemütigt worden war, und stürzte sich hinunter. Der am Leben gebliebene Sünder lief mit gesenktem Kopf herum, über und über besudelt mit dem Speichel der Nachbarn. Mit eigenen Augen habe ich gesehen, wie die Mutter von gegenüber, die immer einen *Qipao* trug, vor allen Leuten den Verstand verlor. Leise summend schlurfte sie mit langen Schritten, wobei sie die ausgestreckten Arme langsam wie Flügel bewegte, auf ihrem Gesicht ein irres, beängstigendes Lächeln.

Ja, ich muss mir nur die Überreste der Wohnungen aus den siebziger Jahren anschauen, schon fällt mir wieder ein, welche Geschichte sich hinter welchem Tor abgespielt hat. Die Erinnerungen aber sollen zertrümmert werden. Das gegenwärtige Wunder von Peking und Shanghai liegt, abgesehen von dem vulgären Luxus, den unsere Partei uns beschert, darin, dass alles so aussieht, als wäre hier niemals irgendetwas vorgefallen.

Die Geschichte ist von den Plätzen verschwunden, an denen sie sich einmal abgespielt hat. Vor meinem inneren Auge sehe ich oft das abendliche Shanghai der siebziger Jahre. Wenn in der Abenddämmerung die Lichter angingen, saßen die Familien mit erloschener Hoffnung im Schein von fünfzehn bis zwanzig Glühlämpchen beim gemeinsamen Essen, behaglich, doch trostlos. Die Ausschreitungen der ausgehenden sechziger Jahre waren bereits abgeebbt. Die siebziger Jahre erschienen wie ein zerschlagenes Gesicht, das verheilt und allmählich wieder Farbe bekommt. In den Parks wimmelte es von Menschen. Modebewusste Männer und Frauen begannen unauffällig, wieder etwas weniger Kleidung zu tragen. Die Kinos, die jahrelang geschlossen gewesen waren, zeigten wieder einige Revolutionsfilme. Aus einer Dachkammer oder einem Hof konnte man das Spiel einer Geige hören, und in aller Stille fanden wieder sportliche Wettkämpfe statt. Tischtennis war früher schon populär gewesen, nun war es auf einmal groß in Mode – die China-Besuche von Kissinger und Nixon 1972 läuteten eine Wende ein. Der amerikanische Einfluss hielt unaufhaltsam seinen Einzug. Die nördliche Maoming-Straße, in der sich meine Grundschule befand, lief direkt auf das Jinjiang-Hotel zu. Hier wurde das „Shanghai-Kommuniqué“ unterzeichnet, und so bekamen alle am Weg liegenden Haushalte strenge Auflagen, nicht einmal Wäsche zum Trocknen durfte aus dem Fenster hängen. Die Straßenmärkte, an denen die Staatsgäste vorbeikommen sollten, waren vorübergehend üppig mit Waren bestückt. Schweine und Hühner, die es eigentlich erst zum Frühlingsfest geben sollte, lagen dicht aufgestapelt und am ganzen Leib vereist. Man durfte sie anschauen, verkauft wurden sie nicht. Sobald die Amerikaner weg waren, wurden sie noch in der Nacht wieder abgeholt. Das große Spektakel der Olympischen Spiele in Beijing 2008 hatte bereits vor 36 Jahren eine brillante Generalprobe, nur der Wert der Requisiten sollte später viel verschwenderischer ausfallen.

Erinnerungsstütze: die Eisenbahn

Mit den Mitteln der Herrschaft und der Überwachung wird heute genauso wie in den siebziger Jahren ein ganz eigenes Kalkül verfolgt. Meinem Vater, der zum „Rechtsabweichler“ abgestempelt wurde, war es in den zehn Jahren der Kulturrevolution zum Frühlingsfest untersagt, vor die Tür zu gehen. Also schulterte er am Neujahrstag sein Fahrrad und trug es ins obere Stockwerk, um es dort in seine Einzelteile zu zerlegen und sorgfältig zu putzen – die „Fünf Elemente“ können heute als ausgerottet gelten. Wer heute reihenweise von den Kadern in Haft genommen wird, sind die permanent nachrückenden Bittsteller sowie die unkontrollierbaren Wanderarbeiter - zig Millionen. Als ich vor einigen Jahren mit dem Zug in den Norden fuhr, gab es am Zugende zwei Wagons, in denen Wanderarbeiter dicht an dicht saßen. Mir wurde erzählt, sie hätten keine Aufenthaltsgenehmigung gehabt und würden kollektiv zurückgeschickt. Der Jüngste unter ihnen war vielleicht dreizehn oder vierzehn, und auch die Wache stehenden Militärpolizisten hatten Gesichter wie Bauernbuben – In den neunziger Jahren drehte Huang Shuqin (黄蜀芹) aus Shanghai die Fernsehserie *Sühne und Schuld*. Am Anfang sieht man in ein düsteres, mit Passagieren vollgestopftes Zugabteil. Ein paar Kinder, von ihren Eltern, „Gebildeten Jugendlichen“, im Dorf zurückgelassen, springen als Schwarzfahrer auf den Zug auf. Sie wollen gen Norden reisen, um dort ihre Eltern zu suchen, werden aber erwischt und abgeführt. Die Kamera schweift aus dem Fenster in die schwarze Nacht, der Zug rattert und legt sich

ächzend in die Kurve: In diesem Moment steht mir wieder das Vagabundenleben der siebziger Jahre vor Augen.



Kollektive Zwangspause auf dem Bahnsteig, 1967,
Foto: Jiang Shaowu, Quelle: Sammelband *Vergeudete Jahre*

Bringt man heutzutage einen Reisenden zum Zug, findet man den Bahnsteig verwaist. Als ich 1992 das erste Mal wieder aus New York nach China zurückkam, ging mir etwas ab: Alle Fenster waren nun versiegelt und nur vereinzelt wurde jemand zum Zug begleitet, dafür stand an jeder Tür eine Schaffnerin. Das mag seine Richtigkeit haben, aber für einen alten „Gebildeten Jugendlichen“ wirkt es wie eine deplazierte Erinnerung: In den siebziger Jahren verabschiedete man sich am Bahnsteig immer erst in dem Augenblick, in dem sich der Zug schon lautlos in Bewegung setzte. Die Menschen brachen in lautes Schluchzen aus, immer wieder fassten sie sich durch die Zugfenster an Händen und Armen, während aus den Lautsprechern Revolutionslieder tönnten. Filme geben das Leben am Bahnsteig vielleicht am besten wieder. Abgesehen von den Bildern dient vor allem das alternierende Geräusch der Zugräder als Gedächtnisstütze: als ich nach elfjähriger Trennung von meinem Vaterland das erste Mal mit dem Zug fuhr, wurde ich um sechs Uhr früh durch die Übertragung der Lautsprecher wach: Den Auftakt machte das von Nebengeräuschen knisternde Lied *Der Osten ist rot*, dann deklamierte der Sprecher: „Hier spricht der Zentrale Rundfunksender des Volkes“ – mit tragender Stimme, genauso wie früher, nur dass die so vertraute überzeichnete Betonung in mir eine fast schmerzliche Emotion auslöste: Das war kein Erinnern, es war eine sinnliche Erfahrung. Mir wurde klar, dass ich selbst immer noch in den Siebzigern gefangen war.

Die Eisenbahn durchzieht meine gesamten Erinnerungen an die siebziger Jahre: Während der Kulturrevolution durften die Leute nicht einfach an einen anderen Ort umsiedeln, und Reisen gab es auch nicht. Um loszuziehen oder zurückzukehren, brauchte man unbedingt eine offizielle Bescheinigung. Abgesehen von politisch oder wirtschaftlich motivierten Geschäftsreisen war es allein der millionenstarken Bevölkerungsgruppe „Gebildeter Jugendlicher“ erlaubt, das „Territorium des Vaterlandes“ kreuz und quer zu durchreisen: Durch ihren strahlenden revolutionären Status geadelt, hatten sie weder eine Wohnortregistrierung, noch gehörten sie einer staatlichen Arbeitseinheit an. Damals beneidete ich, tief in den Bergen, plötzlich diejenigen Ortschaften, die nahe einer Landstraße lagen. Man konnte ohne Ticket in einen Bus klettern und so dem Gebirge entkommen. Näherte man sich der Provinzhauptstadt, sah man Gleise, soweit das Auge reichte, und wurde von heftigem Heimweh überwältigt. Ein Großteil des elterlichen Haushaltsgeldes galt der Beschaffung von Fahrscheinen, aber es

gab auch Kinder armer Leute, die mehrere Jahre nicht nach Hause fahren konnten. Auch die „Gebildeten Jugendlichen“ der Orte Ningdu und Ganzhou wurden aufs Land verschickt, und vermissten ihre Familien ebenso. Mit mir im Dorf harrten zwei fleißige und brave Brüder aus Ganzhou aus. Wer weiß, was bei ihnen zuhause vorgefallen war, auf jeden Fall schmiedete der Ältere der Brüder insgeheim Pläne, abzuhausen. Da er kein Geld hatte, wollte er sich als Saisonarbeiter verdingen und zu Fuß nach Hause laufen. Eines Tages sah ich, wie er sich, das Gepäck mit einer Stange geschultert, eiligen Schrittes vom Dorf entfernte. „Pass auf dich auf, Danqing. Du musst dir auch überlegen, wie du hier raus kommst!“, rief er mir von weitem zu, während ihm die Tränen über das Gesicht liefen. – In der Bergregion von Süd-Jiangxi stand alle vier, fünf Meilen ein gemauerter Pavillon aus der Ming- oder Qingzeit am Wegrand, an dem man Rast einlegen konnte, an den Wänden Überreste von Parolen aus der Zeit der Roten Armee bis hin zur Kulturrevolution. Weite und anstrengende Fußmärsche war ich längst aus den Bergen gewohnt, mit jedem Schritt wird man ruhiger und entschlossener. Das Gras steht hoch in den wilden Wegen. Eine Schlange! Von erschreckender Schönheit. Einen Augenblick waren ihre Pupillen auf mich gerichtet, dann glitt sie blitzschnell mit einem Zischen davon und hinterließ ein Nest sich windender Schlangenbabys.

In den siebziger Jahren gab es keine Nationalstraßen, keine Hochstraßen oder Autobahnen. Abgesehen von Fahrrädern besaß niemand ein eigenes Fahrzeug. Die Züge, Busse, LKWs und Traktoren gehörten allesamt dem Staat. Bis in die achtziger Jahre war ein „Chauffeur“ der Traummann vieler Frauen. Militärs, Häftlinge sowie die Herren aus dem Regierungsbezirk Zhongnanhai bildeten in den siebziger Jahren drei weitere, streng geheim gehaltene, mobile Bevölkerungsgruppen. Viele Jahre später habe ich aus ausländischen Büchern und Zeitschriften erfahren, dass Mao in den siebziger Jahren mehrmals auf Reisen ging: Mit einem Mal äußerte er den Wunsch, einen Zug bereitstellen zu lassen, dann änderte er auf dem Weg die Route und ließ plötzlich die örtlichen Provinzbeamten einen nach dem anderen in seinem Wagon antanzen. – „Ihr müsst mir die Wahrheit sagen,“ verlangte dieser großartige Lügner, gleichzeitig bettelnd und drohend, von seinen Untergebenen – diesen Untergebenen standen Jeeps zur Verfügung, die jedoch mit den Importautos der Golf spielenden Provinzkader von heute nicht zu vergleichen waren.



Im Zug von Kanton nach Shenzhen, 1976, Foto: Martin Kummer

Wann hörte man in den siebziger Jahren schon einmal eine Geschichte über das Fliegen - bis heute gibt es am Flughafen der Hauptstadt den kleinen Flugplatz, auf dem Zhou Enlai Nixon empfing. Damals gab es kaum zivile Luftfahrt in China. Meine einzige Flugreise führte 1976 von Nanjing nach Lhasa, und an diesem Tag bestand der gesamte Flughafenbetrieb aus nur einem Flug.

In der Weite, Kargheit und der Tristesse der siebziger Jahre hätte sich niemand träumen lassen, welchen Weg China noch vor sich haben sollte. Nie zuvor war die Politik so wankelmütig gewesen wie nach 1949, bis in die siebziger Jahre war es ein permanentes Auf und Ab.

1969 begann man, die Jugend scharenweise in alle Provinzen aufs Land abzukommandieren. Auf den Listen der sogenannten „Kaderschulen“ standen auch die zu jener Zeit wichtigen Literaten und Künstler der Nation. Nachdem der Befehl zur Landverschickung bereits seit einem Jahr verkündet war, wurden Millionen Mittelschüler der „drei alten Jahrgänge“ (*laosanjie*), welche eigentlich in den Jahren 1966-69 von der Schule hätten abgehen sollen, zu fünfzig Prozent in die Grenzregionen verbannt. Der Anteil des 69er Jahrgangs, zu dem ich gehörte, wurde jedoch von Zhang Chunqiao (张春桥), dem amtierenden Generalsekretär des Stadtpartei Komitees von Shanghai, als „hundertprozentig“ eingestuft.

1970 wurden ich zusammen mit tausenden Mittelschülern der Unterstufe nach Süd-Jiangxi und Nord-Anhui, nach Yunnan und Heilongjiang verbannt. Im März wurde mein *hukou* annulliert und Anfang April verließ ich in einem der vollgestopften Sonderzüge – umgeben von lautem Weinen und Klagen – Shanghai.



Mao Zedong: „Alle Intellektuellen, die zum Arbeiten aufs Land gehen, sollen dies mit Enthusiasmus tun. Das Land ist eine riesige Welt, in der die Intellektuellen eine wichtige Rolle spielen können.“ Foto: He Shiyao, Quelle: China im Bild NR. 277, ca. 1970

1971, als der Große Vorsitzende Mao seinen Spezialzug nahe der Stadt Nanchang in der Provinz Jiangxi zum Halten brachte, um die Sekretäre des Provinzpartei Komitees in sein Abteil zu geheimen Gesprächen vorzuladen, lernte ich gerade tief in den Bergen, an eben dem Ort, an dem sich einst Mao mit der Roten Armee eingenistet hatte, Brennholz zu schlagen und zu kochen, und erkannte, dass ich mein Leben für immer auf dem Land zubringen würde. Im September verunglückte Lin Biao tödlich.

Unter einem Moskitonetz liegend hörte ich Anfang 1972, dass die Amerikaner gekommen waren. Die Lage entspannte sich, so dass ab Mai auf Anweisung Jiang Qings (江青), der Ehefrau Maos, wieder Gesang- und Tanzaufführungen sowie nationale Kunstausstellungen stattfanden – noch im selben Jahr bekam das chinesische Volk durch die Besuche der chinesischen „Ping-Pong-Delegationen“ in vier amerikanischen Staaten erstmals westliche Wolkenkratzer und die Kulisse der Zweiten Moderne⁵ zu Gesicht.

Da 1973 das Verlagswesen in den einzelnen Provinzen allmählich wieder auflebte, hatte ich das Glück, vom Verlag der Provinz Jiangxi vorübergehend „entliehen“ zu werden, um Bildergeschichten zu

⁵ Der Begriff **Zweite Moderne** wurde nach dem angeblichen Zusammenbruch einer sogenannten *alten Ordnung der Ersten Moderne* von Heinrich Klotz Anfang der neunziger Jahre für die Kunst und Architektur der Gegenwart geprägt. Quelle: Wikipedia

zeichnen. So konnte ich die Gebirgstäler hinter mir lassen und kam in die Provinzhauptstadt Nanchang. Im selben Jahr verstarben im besten Alter zwei Koryphäen der Zentralen Kunstakademie: Dong Xiwen (董希文), der *Die Gründungszeremonie der Nation* (开国大典) malerisch eingefangen hatte und intern als Rechtsabweichler abgestempelt worden war, sowie Wang Shikou (王式廓), der in Yan`an zu einem Maler der Revolution geworden war und die Bodenreform in Bildern festgehalten hatte.

1974 wurde mir mitgeteilt, ich müsse doch wieder aufs Land zurück; Deng Xiaoping (邓小平) wurde auf eine Reise in die Jinggan-Berge, den Geburtsort der chinesischen Roten Armee, geschickt, um dort der Revolution zu gedenken – dies bedeutete, dass seine Rehabilitierung kurz bevorstand. Ende des Jahres verkündete Zhou Enlai auf dem Vierten Nationalen Volkskongress mutig die Durchführung der „Vier Modernisierungen“ (der Industrie, der Landwirtschaft, der Verteidigung sowie von Wissenschaft und Technik). In jenem Jahr – eben zu der Zeit, als die Italiener die Erlaubnis bekamen, *Antonionis China* zu drehen – machte ich mich ohne Zugfahrkarte nach Peking auf, um mir eine nationale Kunstausstellung anzusehen. Ich fand die Hauptstadt weiträumig und still, sie verströmte die Aura des alten China.

1975 setzte die Politik Deng Xiaopings ein. Sie bewirkte eine gewisse Entspannung sowie die Entschärfung der Politik der Verschickung „Gebildeter Jugendlicher“ in ländliche Gebiete und Fabriken. Für mich persönlich bedeutete das, dass ich in die Nähe von Shanghai in das nördliche Jiangsu verlegt wurde. Die Stadt Nanjing lag nun gleich am gegenüberliegenden Yangtze-Ufer.

Im Januar 1976 starb Zhou Enlai. Im März musste Deng Xiaoping erneut von der politischen Bühne abtreten, und im April kam es erst in Nanjing, und dann bei dem sogenannten „Tian'anmen-Zwischenfall“ (5. April 1976) in Peking zu Unruhen in der Bevölkerung.

Ich war Augenzeuge, wie in Nanjing, „der Stadt der goldenen Hügel“, hunderttausende Arbeiter den Tod Zhou Enlais zum Anlass nahmen, auf die Straße zu gehen und zu protestieren. In den Straßen stapelten sich die Trauerkränze bis in den Himmel. Die Stadt Tangshan wurde im Sommer von einem Erdbeben erschüttert. Im September – und hier sind wir wieder bei der Eingangszene meines Textes – verstarb der Vorsitzende Mao. Unmittelbar darauf kam Hua Guofeng (华国锋) ans Ruder, und im Oktober verhaftete man die „Viererbande“, der man die Auswüchse der Kulturrevolution anlastete.

Kurz nachdem ich im Jahr 1977 nach Nord-Jiangsu zurückgekehrt war, fanden erstmals wieder Aufnahmeprüfungen für die Universitäten statt. Die Tian'anmen-Unruhen vom 5. April 1976 wurden von der Zentralregierung neu beurteilt, und es gab Hoffnung darauf, dass die unzähligen Justizirrtümer, die sich über die Jahre angesammelt hatten, nun wieder zurechtgerückt würden: Nachdem Mao endlich gegangen war, gab noch im selben Jahr ein Dokument der Zentralregierung den Startschuss für die Revision von Millionen alter Fälle von der Kulturrevolution bis zurück zur „Anti-Rechts-Kampagne“ von 1957.

Im Herbst 1978 konnte ich mein Studium in Peking aufnehmen. Im Spätherbst heftete ein Bürger den ersten politischen Kommentar an die „Mauer der Demokratie“ in der Xidan-Straße; man forderte die Rückkehr Deng Xiaopings auf die politische Bühne. Anfang des Winters verkündete der Staat auf der dritten Plenartagung des 11. Zentralkomitees den Abschied von den Politikampagnen und zum Jahresende nahmen die USA und China offizielle diplomatische Beziehungen auf. Wenig später wurde die Filmaufnahmen von Deng Xiaopings Amerika-Besuch öffentlich ausgestrahlt. Die Chinesen bekamen

das Weiße Haus und Manhattan zu sehen und hörten die rockig angehauchten Country-Songs von John Denver.



Deng Xiaoping und Jimmy Carter in Washington, Januar 1979 © www.icpress.cn

Im Frühjahr des Jahres 1979 brach der Krieg zwischen China und Vietnam aus. Die „Mauer der Demokratie“ wurde geschlossen. Die junge Parteigenossin Zhang Zhixin (张志新), der man gegen Ende der Kulturrevolution vor der offiziellen Exekution vorsorglich die Stimmbänder durchgeschnitten hatte, wurde plötzlich zu einer gefeierten Person. Die Nationalgalerie in Peking gab ihr zu Ehren eine Sonderausstellung, eine Gedenkfeier wurde allerdings nicht zugelassen und die Bildergeschichten über ihr Schicksal durften ebenfalls nicht erscheinen. Anfang Herbst wurde das Debüt der oppositionellen Pekinger Künstlergruppe „Sterne“ von offizieller Seite blockiert, worauf die Künstler demonstrierend durch die Straßen zogen.

Diese Chronik der Ereignisse wurde bereits unzählige Male aufgestellt. Vor über dreißig Jahren waren alle privaten Angelegenheiten ausnahmslos an die Staatsräson geknüpft; ob diese gerade restriktiv oder gelockert war, wirkte sich auf das Leben von Millionen aus: Rehabilitierung, Haftentlassung, die Rückkehr in die Stadt oder ins Amt, die Rückerstattung des Eigentums, die Zulassung zur Hochschulaufnahmeprüfung oder die Freigabe künstlerischer Werke – jede Wendung des Schicksals trug ein amtliches Siegel. Arbeiterprämien und Bauernmärkte wurden schließlich wieder erlaubt, und die halblegalen, trivialen Machenschaften bestanden nun darin, sich Lieder der taiwanesischen Popsängerin Teresa Tang (邓丽君) auf schwer erhältliche Kassetten zu überspielen. Menschen, die in alle Winde zerstreut gewesen waren, fanden wieder zusammen und überall gab es Trauerfeiern oder Urnenbeisetzungen – wobei die „Rehabilitations-Konferenz“ Liu Shaoqis (刘少奇) erst 1980 stattfand. Jedes Klagen und Weinen, jeder Wut- oder Freudenausbruch, jeder heuchlerischer Dank, jede Gefühlsregung hing mit einem amtlichen Stempel zusammen, beziehungsweise mit dem Befehl, dieses Siegel zu erteilen.

Ein Freund erzählte mir einmal folgende legendäre Geschichte aus seinem landwirtschaftlichen Betrieb: der Amtsstempel wurde - einem kaiserlichen Jadesiegel gleich – unerreichbar in einer Schublade der Dienststelle aufbewahrt. Als 1977 das staatliche Dekret zur Rückkehr in die Städte erlassen war, wurde man es schließlich überdrüssig, jeden Antragsteller einzeln abzustempeln und hängte den Stempel kurzerhand an einem langen Gummiband in der Amtsstube auf. Durch die offene Tür konnte jedermann zu jeder Zeit hereinkommen, an dem Gummiband ziehen und selbsttätig den Stempel setzen. Hatte man das erledigt, schnellte das schicksalhafte Gummiband wieder brav an seinen Ausgangsort zurück.

Obwohl von Ende 1976 bis 1979 trotz Revision der in den einzelnen Provinzen anhängigen Fälle noch Delinquenten exekutiert wurden, betrachtete man viele dieser Sündenböcke schon bald darauf als Helden der Revolution. So war die Stimmung, die sich damals über das Land legte, die einer

Generalamnestie. In der Diktion der Partei bezeichnete man das Jahr 1976 sogar als eine „zweite Befreiung“ nach der von 1949. Falls es sich hier nicht um beißende Ironie handelte, dann war sich die Partei offensichtlich in Folgendem einig: Um diese „zweite Befreiung“ möglich zu machen, hatte der rettende Engel von damals fallen und sterben müssen. Nach der „Befreiung“ ging ein Aufatmen durch die Welt der Erwachsenen, ein Aufatmen, in das sich auch Tragik mischte. Lang vermisste Persönlichkeiten aus Kunst und Kultur tauchten wieder aus der Versenkung auf; sie waren gealtert, verfallen und seelisch labil. „Ach Zhou Enlai, unser guter Premierminister, warum hast du uns verlassen“, sang Genossin Wang Kun (王昆) lauthals und an der Schwelle zum Wahnsinn. Die Sängerin aus frührevolutionären Zeiten, die in der Revolutionsoper *Das weißhaarige Mädchen* die Hauptrolle gespielt hatte, brach während ihrer Gesangsdarbietung in Schluchzen aus und am Radio konnte man hören, wie sie lange Zeit unter Tränen keinen Ton mehr hervorbrachte. Bei ihrer ausschweifenden, rührseligen Rede versagte ihr immer wieder die Stimme.



Öffentliche Trauer, 1980, Quelle: Sammelband *Vergeudete Jahre*

1978 stieß der Walzer unter dem Eindruck der „zweiten Befreiung“ einen kollektiven Rausch an. Die Paare, die sich auf allen Plätzen voller Elan im Kreise drehten, waren allesamt um die fünfzig. Ich, der ich mein Leben lang kein Tanzbein geschwungen hatte, schaute an eine Mauer gelehnt diesem westlichen Tanz zu, der schon in der Revolutionsbasis Yan`an und nach der Gründung der Volksrepublik großen Anklang gefunden hatte.

Ich kann mich erinnern, dass ich als Erstsemester in meiner Freizeit ständig nach westlichen Filmen Ausschau hielt, die hochschulintern gezeigt wurden. So sind die Chinesen – kaum lockern sich die Verbote, entflammt ihre Vitalität aufs Neue: Gegen Ende der Kulturrevolution hatte man sich im ganzen Land bereits hinter verschlossenen Türen etliche „interne Filme“ heimlich zu Gemüte geführt. Als ich während der „zweiten Befreiung“ erstmals eine splitternackte Frau in einem mexikanischen Farbfilm sah, spannte es prompt in meiner Hose; bei Charlie Chaplins *Lichter der Großstadt* dagegen bekam ich eine Bauchkrampf vor Lachen, aber ich ignorierte die schmerzenden Muskeln und lachte weiter aus vollem Herzen.

Als herausragendes Ereignis jenes Jahres ist mir die erstmalige TV-Übertragung von Beethovens *Fünfter Sinfonie*, dirigiert von Li Delun (李德伦), im chinesischen Staatsfernsehen im Gedächtnis geblieben. Obwohl ich längst heimlich klassische Musik hörte, hatte ich chinesische Streicher immer nur mit der Untermalung der Revolutionsoper *Das Dorf Shajiabang* in Verbindung gebracht. Nun jedoch brachten die Streichinstrumente in China die ihnen ursprünglich zugeordnete musikalische Sprache zum Erklingen – und es klang wunderschön. Wenig später wurden der in England lebende Pianist Fou Ts'ong (傅聪) sowie der japanische Dirigent Seiji Ozawa feierlich nach China eingeladen. Asiatische Gesichter, die den Übergang visuell erleichterten. Als sich das Land in den siebziger Jahren gegenüber dem Westen öffnete,

war mir die Musik bereits in Fleisch und Blut übergegangen. Dreimal saß ich in der Aula zur Roten Pagode und lauschte den Proben zur *Neunten Sinfonie*, und als „alle Menschen werden Brüder“ voll Inbrunst angestimmt wurde, standen mir plötzlich wieder die Dörfler aus dem kargen Bergland Süd-Jiangxis vor Augen.

Zu jener Zeit war Beethoven schon über 150 Jahre tot gewesen – aber vieles, was in den siebziger Jahren in der Welt an Bedeutsamen geschah, sollten wir erst viel später erfahren: Während ich im Bergbach die kopflose Katze wusch, ereigneten sich im Mai in Paris die Studentenunruhen, in den USA gab es die Hippiebewegung und das Woodstock-Festival, auf Andy Warhol wurde ein Attentat verübt, Picasso starb und Sartre erblindete. All diese Ereignisse spielten sich im Umfeld der siebziger Jahre ab. Filmklassiker wie Coppolas *Apocalypse Now*, Scorseses *Taxi Driver*, Pasolinis *Il Fiore delle Mille e una Notte* und Bernardo Bertoluccis *1900* wurden allesamt in den siebziger Jahren gedreht. Solschenizyn, Milan Kundera, Gabriel García Márquez, Yukio Mishima und Kawabata Yasunari... Die Namensliste derer, die in den siebziger Jahren ihre wichtigsten Werke vollendet haben ist lang.

Mein armseliges Verhältnis zu Wissen und Kunst in den siebziger Jahren möchte ich hier ungern ausbreiten. Erst als ich später ins Ausland ging, wurde mir klar, dass ich im Grunde genommen ein Barbar war. Umso mehr sollte hier zur Sprache kommen, was ich 1978 nach der Aufnahme meines Studiums erfuhr: Tatsächlich hatte es in Peking schon während der Kulturrevolution Dichtercliquen, Künstler im Untergrund und jugendliche Banausen gegeben, die eine Verschwörung, beziehungsweise die Übernahme der Regierungsgeschäfte im Sinn hatten. Dabei konzentriert sich die Legendenbildung bis heute auf einen illustren Kreis, die Peking-Gruppe, von der als einziger wieder und wieder die Rede ist. Von dem Bücherkanon, der unter ihnen in den siebziger Jahren kursierte, hatte man südlich des Yangtze noch nie etwas gehört: Sie lasen *Der Fänger im Roggen* oder *Catch-22* und hörten dazu die Platten von Elvis Presley und John Lennon. Das Umfeld, wenn nicht den Kern dieses Kreises, bildeten die Söhne und Töchter hochrangiger Kulturfunktionäre in der Hauptstadt. In den Wirren der Zeit hatten sie sich verloren und wieder gefunden, sie waren die erste Saat der Volksrepublik, und auch die erste Generation, die aufbegehrte. Den Willen zu Erfolg und Einflussnahme, auch mit unlauteren Mitteln, hatten ihnen die Eltern in die Wiege gelegt. Wahre Staatstreue bedeutet nach Fan Zhongyan (范仲淹), einem konfuzianischem Gelehrten der Song-Zeit, „auch weitab der Zivilisation noch die hehren Werte der Tempelhallen zu beherzigen.“ Es scheint also, dass sich die Gene des Konfuzianismus und unserer Partei stark vermischt haben: In den Erinnerungen einiger Mittelschüler an die Kulturrevolution kann man nachlesen, wie diese die inoffiziell nachgedruckten Werke westlicher Politik, Geschichte und Wirtschaft studierten. So jung sie waren, nahmen sie in den siebziger Jahren den Blickwinkel des Staatrats ein und brüteten im Schein der Öllampe in abgelegenen Dörfern über die unergründlichen Schachzüge des Landes.

Gerade als die Zeiten wieder heller wurden, erlosch das Lebenslicht eines Menschen, der alles jenes mit eigenen Augen gesehen hatte und von Hoffnungslosigkeit durchdrungen war: Im Dezember 1976 verfasste Mu Dan (穆旦) das für die siebziger Jahre unverzichtbare Gedicht *Winter*, im Februar 1977 verstarb er. Nun weiß ich nicht, welchen seiner Verse ich hier zitieren soll: „Heute jedoch stehe ich plötzlich vor ihren Gräbern“ oder „Wie viel menschliches Leid erstirbt mit ihren Körpern“? Die Zeilen im Stillen zu memorieren ist etwas anderes, als sie laut vorzutragen. Nichtsdestotrotz konfrontieren sie mich mit dem Erbe der Toten: Drehe ich die Zeit auf 1976 zurück, kommen alle Emotionen wieder hoch, in ihnen liegt die tief verborgene Wahrheit der siebziger Jahre. Jedoch war es nicht meine Generation, die diese Realität mit ihrem Leben bezahlt hat, sondern die Generation davor.

Wie würden wir über die siebziger Jahre reden, wären wir damals nicht erst siebzehn oder achtzehn gewesen, sondern im fortgeschrittenen Alter unserer Eltern oder Großeltern? Würden wir überhaupt über diese Zeit sprechen wollen?

Wenn ich Erinnerungen an die Kulturrevolution lese, achte ich immer auf das Alter der Betroffenen und darauf, in welchem Jahr sie verstorben sind. Es ist nicht beziffert, wie viel einfaches Fußvolk die Kulturrevolution unter sich begraben hat, niemand spricht darüber, obwohl doch einige Alte dabei gewesen sein müssen, als man sich am Flussufer von Guangxi an den armen Unglücksraben labte. Bleibt noch zu erwähnen, dass auch die Generation politischer Wegbereiter wie Liu Shaoqi (刘少奇), Peng Dehuai (彭德怀), Zhang Wentian (张闻天) oder He Long (贺龙) um das Jahr 1970 nach und nach mit Hass im Herzen starben. Als man sie verbrannte, hatten sie keine Namen mehr, nur noch Nummern. Es stellte sich nicht die Frage, in welchem Alter einen der Tod holte, sondern wer in den siebziger Jahren überhaupt alt wurde. Das Jahrzehnt war ein Desaster und eine Hölle, welche selbst die Alten einholte, ein Inferno, von dem es kein Entrinnen gab. Als Mu Dan und Gu Zhun (顾准), ein liberaler Intellektueller, der es nicht bis zum Jahr 1976 schaffen sollte, in den siebziger Jahren ihre Gedichte und Aufsätze zu Papier brachten, waren sie etwa so alt wie wir jetzt. Heute liegen die siebziger Jahre lange hinter uns, nach schlimmen Zeiten sind glückliche Tage angebrochen. Für Mu Dan und Gu Zhun jedoch führte jenes Jahrzehnt direkt in den Abgrund: Sie starben nicht einfach, sie wurden ausgelöscht.

„Wie viel menschliches Leid erstirbt mit ihren Körpern?“, so hatte Mu Dan es ausgedrückt.

Die Philosophen Feng Youlan (冯友兰) und Liang Shuming (梁漱溟), die Literaturkritiker Hu Feng (胡风) und Zhou Yang (周扬), die Schriftsteller Shen Congwen (沈从文) und Ba Jin (巴金) – nicht wenige Persönlichkeiten überlebten und erreichten zurückgezogen in irgendeinem Hof oder Apartment der Hauptstadt wohnend ein hohes Alter. Obschon sie rehabilitiert, geehrt und versorgt wurden, ist ihren greisen Gesichtern auf Fotos eine tiefe Hoffnungslosigkeit anzumerken, welche sie weder ausspeien noch hinunterwürgen konnten. Die Schwermut ist ihnen ins Gesicht geschrieben, und es ist offensichtlich, dass sie die zerstörerische Kraft und das Grauen der siebziger Jahre schwer verwinden konnten. Die Überzeugungen und Ambitionen ihres früheren Lebens vermochten gegen die ungeheure Düsternis der siebziger Jahre beinahe nicht zu bestehen. Der immer strenge und nie lächelnde Zhou Yang entdeckte auf seine alten Tage noch das Wort „Humanismus“. Diese verspätete Einsicht war nur eine Worthülse, sie stößt mich ab. Dabei hatte es ihn, den einst tonangebenden Links-Intellektuellen, verglichen mit oben genannten Herren, welche einmal unter seinem strengen und verächtlichen Auge gelitten hatten, in der Kulturrevolution viel härter erwischt als jene: Er saß ganze neun Jahre in Pekings Hochsicherheitstrakt Qincheng.

„Kann die Welt sich zum Guten wenden?“. Mit diesem Satz hob der Konfuzianer Liang Shuming am Ende seines Lebens seine altersschwachen, aber strahlenden Augen zu einem fragenden Blick. Für die sogenannten „Meeresschildkröten“ (*haigui*), die heute mit einem Diplom in der Tasche aus dem Ausland zurückkehren, um ihren Anteil am chinesischen Kuchen zu fordern, hat sich die Welt zum Guten gewendet. Ihre Vorgänger dagegen, welche in den vierziger und fünfziger Jahren aus England, den USA oder der Sowjetunion mit dem Wunsch heimgekehrt waren, dem Vaterland zu dienen, entschieden sich – es sei denn sie konnten mit Dingen wie Nuklearraketen umgehen – damals bald dazu, ihrem Leben selber ein Ende zu setzen. Der Dichter Lao She (老舍) und der Übersetzer und Kulturkritiker Fu Lei (傅

雷) ersparten sich auf diese Weise das Leid der siebziger Jahre. Heute verstehe ich, was es für sie bedeutete, zurückzukommen, nachdem sie das „Butterbrot“ des Westens gekostet hatten, und was sie dabei gefühlt haben mögen. Sie müssen ihr Land wirklich geliebt haben. Wie könnte sich meine Generation charakterlich mit diesen Vorgängern vergleichen, von denen manch einer diese finale Konsequenz gezogen hat?

Und Mu Dan, der in Amerika studierte hatte, hatte noch dazu am Widerstand gegen die Japaner teilgenommen.

Die Generation nach Mu Dan war Ende der siebziger Jahre etwa Anfang vierzig und hatte ihre Haut gerettet. Sie kam wieder zu Ehren sowie in den Genuss eines ruhigen Lebensabends. Dagegen erinnere ich mich, dass mein Vater, als 1966 die Kulturrevolution gerade begann, oft wie geistesabwesend war, weil ihn so viele Sorgen plagten. Aus den Briefen, die er mir von seinem Krankenlager aus diktierte, ist mir ein Satz im Gedächtnis geblieben: „Nun, in meinem 40. Lebensjahr, stehe ich mit leeren Händen da.“ Als er diese Worte formulierte, hatte die Kulturrevolution gerade erst angefangen. Aber auch allen, die damals in der Blüte ihrer Jahre und ihres Erfolges standen, sollte es in den siebziger Jahren „wie Tigern ergehen, die von Hunden an der Nase herum geführt werden.“ Der aristokratisch wirkende Hou Yimin (侯一民), heute Professor an Pekings Zentraler Kunstakademie, der sich als Student im Untergrund einer kommunistischen Parteizelle angeschlossen hatte, war erst Anfang dreißig, als er zu Beginn der Kulturrevolution geschmäht und grün und blau geprügelt wurde. Er überlebte damals knapp, während sein Vater und seine Brüder ums Leben kamen. Als wir uns 1978 das erste Mal gegenüberstanden, musterte er mich einen Augenblick: „Eure Generation hat noch nichts versäumt!“ meinte er.

Wie Recht er hatte. Jene, die 1976 bereits ein fortgeschrittenes Alter erreicht hatten, zerrieben sich im Kampf gegen die Zeit und gegen ihren eigenen Pessimismus oder ließen sich auf Dinge ein, die weit abseits ihrer eigentlichen Befähigungen und Talente lagen. Dabei resultierte sowohl ihr Ehrgeiz als auch ihr Eifer in dem nicht zu überwindenden Gefühl, in den siebziger Jahren gescheitert zu sein.

In dem Buch *The 1980s* (erschieden 2006 in Peking u.a. mit einem Beitrag des Autors; Anm. d. Übers.) sollte meine Generation zu dem Jahrzehnt Stellung nehmen. Wieder sind wir es, die Zeugnis ablegen. Ist das ein Privileg? In den siebziger Jahren ging über jedem Menschen ein Regen der Bitternis nieder, würde jeder von ihnen sein damaliges Leid klagen, wäre jenes Buch gerade soviel wert wie ein einzelner Regentropfen. Andererseits ist es auch nicht so leicht, Menschen anderer Altersklassen zum Reden zu bringen: Die etwas später Geborenen haben nur noch einen vagen Eindruck von den siebziger Jahren, und die politischen Drahtzieher aus Zhongnanhai sperren sich. Sie bemühen sich, der Staatsmacht ein neues Gesicht zu verpassen und die düsteren Schatten der siebziger Jahre möglichst schnell zu vertreiben. Sich in die Lage von Mao Zedong und Zhou Enlai in den siebziger Jahren zu versetzen, ist unendlich tragisch, denn auch sie starben freudlos. Ihr Idealismus und ihre Furchtlosigkeit nahmen mit den Tagen des Nanchang-Aufstandes, bei dem die Kommunisten 1927 gegen die republikanischen Truppen rebellierten, und der anschließenden Zeit im Jinggang-Gebirge ein Ende. Zum Glück riss Deng Xiaoping das Ruder herum und gab China eine Zukunft. Auch wenn Deng Xiaoping noch im Alter von siebzig den Berg Huangshan bestieg, wäre er doch wahrscheinlich stumm geblieben, wenn man ihn nach den siebziger Jahren gefragt hätte. 1973 erzählte mir jemand aus der Gegend von Nanchang, er habe mit eigenen Augen gesehen, wie Deng Xiaoping tagtäglich, die Hände auf dem Rücken verschränkt, gemächlich seine Runden in dem Hof zog, in dem man ihn damals unter Hausarrest gestellt hatte. Kinder warfen über die Mauer Steine nach ihm, aber er blieb nur stehen und blickte wortlos auf, bevor er seinen Marsch fortsetzte.

Amerikaner und Europäer kommen heute noch ins Schwärmen, wenn sie über die siebziger Jahre sprechen, über die gute Nachkriegszeit, als das kapitalistische Lager zu seinen Überzeugungen und Werten fand, sei es nun in Kunst oder Philosophie, durch den Vietnam-Krieg oder die Bürgerrechtsbewegung, im Finanzwesen, Wissenschaft und Technik. Die Zeit, als die hoffnungsvolle Ära einer „zweiten Modernisierung“ begann. Auch der glatte Aufstieg Japans vollzog sich in diesem Jahrzehnt. In Taiwan erschien Anfang der neunziger Jahre eine akademische Monografie über die Siebziger, der man entnehmen kann, dass auch die Insel nicht vom globalen Zeitgeist abgeschnitten war. – Waren die siebziger Jahre in China nicht auch „strahlende Zeiten“? Das lässt sich nicht ganz von der Hand weisen, denn jene, die heute von jenen Tagen berichten, waren damals Kinder, die anstatt zur Schule gehen zu müssen in der Gegend umherstreiften und ihre juvenilen Spiele betrieben – für Jugendliche durchaus ein Paradies.

Über die siebziger Jahre zu sprechen heißt, über die Kulturrevolution reden. Da wir bis heute zu keinem überzeugenden Konsens gekommen sind, wie sich die Kulturrevolution untersuchen ließe, fällt es schwer, die treffenden Worte darüber zu finden. Im Vergleich dazu verfügt der Westen im Überfluss über intellektuelle Werkzeuge der Geschichtsaufarbeitung: Hannah Arendt hat die Nazi-Kultur einer erbarmungslosen Analyse unterzogen, und die komplizierten Essays von Isaiah Berlin, der sich mit Arendt nicht einverstanden erklärte und gegen den Populismus zu Felde zog, sind äußerst tiefgründend. Durch Heidegger, Martin Walsers und Günter Grass wurde das moralische Spektrum zu diesem historischen „Fall“ noch erweitert, kontrovers und erschöpfend. Aber die Reden und Belehrungen des Westens treffen unseren Nerv nicht und verfehlen sowohl Ursachen als auch Ausprägungen der chinesischen Katastrophe. Mir fehlen die Worte, wenn ich *Der Archipel Gulag* und die Auschwitz-Geschichten lese. Jedoch präsentieren sich die Arbeits- und Straflager sowie der Holocaust als menschliche Verbrechen mit einer so „organisierten Struktur“ und „professionellen Topografie“, dass sich hier die Spuren der Geschichte selbst erklären und jede Anklage der Nachkommen Hand und Fuß hat. Im Vergleich dazu leben die Chinesen seit dreißig Jahren so als sei nichts gewesen, einer Myriade Gespenstern gleich.

Die Verbrechen der Nazis und der ehemaligen Sowjetunion sind im Westen im Großen und Ganzen klar analysiert und definiert, was die entscheidende Voraussetzung für Aufarbeitung und Wandel ist. – In China waren die Rechnungen der früheren Zeit noch nicht beglichen, da ging es schon auf in eine oberflächlich brandneue Ära; während das riesige Mao-Portrait und sein imposantes Mausoleum noch heute im Herzen der Hauptstadt thronen, ist unsere großartige Nation wirklich gut im „nach vorne schauen“. Die chinesische Devise „es wird schon werden, und wenn nicht, geht das Leben trotzdem weiter“, lässt sich aus der Perspektive westlicher Ernsthaftigkeit nicht verstehen, denn dort ist es nicht üblich, die Geschichte schön zu reden. Moral und Kultiviertheit, die Teil dieser langen Tradition chinesischer Rhetorik sind, überdauerten von der Zeit vor dem ersten Kaiser bis zur Republikzeit, bekamen durch die Vierte-Mai-Bewegung einen Riss und schleppten sich noch bis in die fünfziger und sechziger Jahre, bis sie schließlich mit Anbruch der siebziger Jahre am Ende waren und endgültig gänzlich verdrängt wurden.

In der Folge setzte ein Prozess ein, der bis heute andauert, bei dem sich unsere „fundamentalen Grundsätze“ mehr und mehr verflüchtigten. Der überbordende Elan und Tatendrang dieser Nation, dem die Welt sprachlos zusieht, ist wiederum der Tatsache zu verdanken, dass uns die siebziger Jahre noch im Nacken sitzen. Nichtsdestotrotz ist diese tatkräftige Vitalität der Chinesen nicht mit dem Überlebensdrang des Staates gleichzusetzen – denn dieser hat die siebziger Jahre hastig abgehakt und in Buch-

staben ertränkt. Wie aber ließen sich die Ereignisse der sechziger Jahre, der fünfziger Jahre, oder sogar jene vor den vierziger Jahren abhandeln? Das alles sind Altlasten, Wucherzinsen und obskure Rechnungen der Geschichte. Wenn man diese nicht von A bis Z aufdröselte, bleiben wir auf Generationen in Naivität gefangen. – Tatsächlich haben die siebziger Jahre Menschen jeden Alters in Geiselhaft genommen und die Krebszellen jenes Jahrzehnts sind längst, tief und subtil, in die allgemeine Psyche und Physis integriert, so dass sie uns bei jeder Gelegenheit zuraunen, die siebziger Jahre zu vergessen.

Ist es nicht so? Die Narration über die Kulturrevolution ruht still in den Herzen der überwältigenden Mehrheit. Kürzlich soll auf einem hochakademischen Symposium irgendein halbwüchsiger Held mit Anzug und Krawatte lauthals den Anwesenden das Recht abgesprochen haben, sich zur Kulturrevolution zu äußern. Kein Wunder, denn solch staatsdienerische Logik hat ihre Wurzeln im Boden der siebziger Jahre, in dem die Geschichte lebendig begraben liegt.

Der Morgentau in der jadegrünen Bergkette. Die Rebhühner, die ab und zu aus tiefer Klamm zu mir herauf rufen. Das Öl in der Lampe, das zur Neige geht. Die Flamme, die vor dem Erlöschen plötzlich mit einem leisen Knistern hell aufflackert. Der Bergbach, der nach dem Regen heftig anschwillt – in meinen ganz privaten Erinnerungen habe ich niemals aufgehört, mich nach den siebziger Jahren zurückzusehnen. Wenn ich, abgesehen von den obigen tristen und anarchischen Schilderungen, auch wunderschöne und tief verinnerlichte Erlebnisse gehabt habe, dann liegen sie alle in jenen zehn Jahren. Was könnte das ersetzen, was ein Mensch in den Augenblicken seiner Jugend gesehen und gefühlt hat? Wenn ich von meiner Holzpritsche aus das französische Landschaftsbild der Schule von Barbizon ansah, dann ähnelten die hohen Bäume mit der dichten Krone auf dem Gemälde den Kampferbäumen tief in den Bergen. Im Schein der Öllampe las ich die Passage aus Krieg und Frieden, in der Nikolái Rostóws jüngerer Bruder sich mit einem jungen Soldaten in einer Regennacht vorwärts tastet. „Wo bist du?“, ruft er mit zitternder Stimme, als sie sich aus den Augen verlieren. Mein Blick irrte geistesabwesend umher, auch vor meinem Fenster war die Nacht schwarz wie Lack. Der Dorfbach schlängelte sich durch die Berglandschaft bis er sich schließlich im Kreis Ningdu mit zwei klaren Flüssen vereinte. Allein deren Namen klangen wunderschön: Qinjiang und Meijiang – Zither-Fluss und Aprikosen-Strom. „Der Herbst färbt das Flusswasser orchideenblau“, heißt es in einem alten Gedicht, welches die Region südlich des Yangtze preist.

Es ist einfacher, die Missstände einer friedlichen Ära zu schildern als angemessene Worte für die Glücksmomente in verbrecherischen Zeiten zu finden. Es schmeckt nach Heimatlosigkeit, aber auch nach Idylle und Poesie, doch wird die Zeit des Erwachsenwerdens im Nachhinein gerne romantisiert. Die beste Zeit, um Not und Leid durchzumachen, ist die Jugend, wenn man die Kraft hat, die Verluste zu verwinden und nach vorne zu blicken. In den Erinnerungen an die siebziger Jahre ist das persönliche Schicksal mit den politischen Ereignissen, sind die Details der Jugend mit der Tragödie des Landes untrennbar verbunden – Thema dieses langen Manuskripts sollte nicht mein persönlicher Werdegang sein, sondern die „siebziger Jahre“.

Bisher habe ich nicht vor, eine nostalgische Reise nach Süd-Jiangxi oder Nord-Jiangsu anzutreten. Ich hatte Glück, dass ich mit der Naivität meiner sechzehn oder siebzehn Jahre in die Verbannung ging, dass das Schicksal mich nur gestreift hat. Die Welt der Siebziger kannte kein Erbarmen, aber gegen die Jugend konnte sie nichts ausrichten. Die Gnade der Jugend! Dieser Aufsatz ist dem Glück meiner Generation gewidmet und den unzähligen Menschen, welche jene Epoche verschlang.

17. November 2008